

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte

Heinzel, Richard

Weimar, 1898

Friedrich Hebbel's historische Schriften. Von Alexander von Weilen

Friedrich Hebbel's historische Schriften.

Von

Alexander von Weilen.

Im Jahre 1840 entschloss sich Friedrich Hebbel, hart bedrängt durch finanzielle Schwierigkeiten, seinen Widerwillen gegen Brodarbeit zu bemeistern und der Hamburger Buchhandlung B. S. Berendsohn zwei historische Arbeiten für ihre Sammlung „Wohlfeilste Volksbibliothek“ zu liefern. Lebensgeschichten Luthers, Peters des Grossen, Friedrichs des Zweiten waren bereits vorangegangen, Hebbel wurde die kurzgefasste Darstellung einer Geschichte des dreissigjährigen Krieges und der Jungfrau von Orleans anvertraut, gegen ein Honorar, das nicht einmal achtzig Thaler betragen haben soll. Wie wenig er diesen Arbeiten Bedeutung beilegte, geht schon aus der Thatsache hervor, dass er sie unter dem Pseudonym „Dr. J. J. Franz“ erscheinen liess, und die Maske selbst dann nicht fallen liess, als die „Zeitung für elegante Welt“ (Nr. 126 vom 30. Juni 1840) eine Hamburger Korrespondenz brachte, welche die Berendsohnsche Unternehmung ankündigte und mitteilte, dass zwei Mitarbeiter pseudonym bleiben würden: „Der zweite, der schon etwas öfter genannte Hebbel (früher Hauslehrer im Holsteinischen), der die Geschichte von der Jungfrau von Orleans und dem dreissigjährigen Krieg bearbeitete, ist, höre ich, auf keine Weise zu bewegen, seinen Namen der Volksunternehmung anzureihen und wird nun als Pseudonymus die Bibliothek beglücken.“ Ja, Hebbel ging noch weiter. In einem Briefe an den Herausgeber der Zeitschrift, Gustav Kühne, den Karpeles ¹⁾ ans Licht gezogen hat, fordert er (29. Juli 1840) energisch den Abdruck der beiliegenden Erklärung der Verlagsbuchhandlung, die thatsächlich in

¹⁾ Magazin für Litteratur des In- und Auslands 1894 Spalte 1125 f. 1529 f.

Nr. 152 vom 6. August erschien und die positive Mitteilung enthielt, dass die Nennung Hebbels ein Irrtum sei und der Verfasser wirklich Dr. J. J. Franz heiße. Auch seine Tagebücher erwähnen die Arbeit mit keiner Silbe direkt, aber im Zusammenhange mit den erwähnten Thatsachen wird eine Stelle vom 26. Juli 1840 (1, 220) verständlich: „Erst vor zwei Tagen bekam ich Görres Buch über die Jungfrau von Orleans. Nun muss ich daran.“ Emil Kuh, der in seiner Biographie Hebbels¹⁾ den Sachverhalt mitteilt, begnügt sich mit wenigen Worten über die Geschichte der Jungfrau von Orleans, während er das andere Werk mit Stillschweigen übergeht. Karpeles in seinem erwähnten Aufsätze beklagt, dass die beiden Bücher vollständig verschollen seien. Zufällig sind mir dieselben zugänglich geworden, die Geschichte des dreissigjährigen Krieges in einer, bisher nirgends erwähnten zweiten Auflage von 1845, und ich gebe aus denselben um so lieber einige Mitteilungen, als ich überzeugt bin, dem gegen sich überstrengen Hebbel als Schriftsteller damit durchaus keine Beeinträchtigung seines Ruhmes zuzufügen. Geschichtswerke wird niemand in den im Laufe weniger Monate zusammengeschriebenen Büchlein suchen, aber sie bekräftigen jedenfalls ein Wort, das er später einmal aussprach (Tageb. 2, 406) „Mir ist Geschichte etwas Individuelles, was mir durchaus kein Anderer machen kann.“

Das interessantere Werk ist entschieden die Jungfrau von Orleans. Hatte sich Hebbel doch lange mit dem Stoffe beschäftigt, und den Gedanken seiner Judith aus demselben heraus entwickelt. Polemisch gegen Schiller war ihm die Idee, eine bessere Jungfrau von Orleans zu schreiben, schon in der Zeit seines Münchener Aufenthaltes aufgegangen. Er meldet Elise am 17. Januar 1837 (Briefwechsel 1, 37), dass er eine neue dramatische Komposition in sich herumtrage, und zwar eine Jungfrau von Orleans, „Die Schillersche gehört ins Wachsfiguren-Kabinett; der bedeutendste Stoff der Geschichte ist auf eine unerträgliche Weise verpfuscht. In der Geschichte

¹⁾ 1, 421 f.

lebt, leidet und stirbt sie schön; in Schillers Trauerspiel — spricht sie schön. Oder kannst du das ewige Deklamieren und Spreizen aushalten? Ich hab' eine grosse Idee; der Himmel verleihe mir Ausdauer! Freilich ist vor einigen Jahren an die Vollendung nicht zu denken.“ Am 19. Februar (ebda 45) ist ihm bereits der Zweifel aufgestiegen, ob sich jetzt schon ein zweites Stück neben dem Schillerschen auf den Brettern behaupten könne. „Zudem ist Schillers Jungfrau eine echte Theater-Jungfrau; neben diesem Pfau würde ein einfach, edles Mädchen, das, nachdem Gott durch seinen schwachen Arm ein Wunder in's Leben gerufen, vor sich selbst, wie vor einem dunklen Geheimnis, zurück schauderte, schlecht figurieren.“ Am 18. Juni (ebda 56) bereut er sein „albernes und kindisches Urteil“: „Schiller ist ein grosser Dichter und die Jungfrau von Orleans ist ein grosses Gedicht.“ Trotzdem verzichtet er nicht auf seinen Plan: „Meine Idee hat mit der Schiller'schen durchaus keine Verwandtschaft, wodurch sie nicht gewinnt, aber auch nicht verliert.“ In den Tagebüchern erscheint der Gedanke bereits als dramatische Idee gefasst, wenn es am 6. März 1838 (I, 84) heisst: „Die Gottheit selbst, wenn sie zur Erreichung grosser Zwecke auf ein Individuum unmittelbar einwirkt und sich dadurch einen willkürlichen Eingriff in's Weltgetriebe erlaubt, kann ihr Werkzeug vor der Zermalmung durch dasselbe Rad, das es einen Augenblick aufhielt oder anders lenkte, nicht schützen. Dies ist wohl das vornehmste tragische Motiv, das in der Geschichte der Jungfrau von Orleans liegt. Eine Tragödie, welche diese Idee abspiegelte, würde einen grossen Eindruck hervorbringen durch den Blick in die ewige Ordnung der Natur, die die Gottheit selbst nicht stören darf, ohne es büssen zu müssen“. Und sein Beisatz „besser auszuführen“ zeigt, welche Bedeutung er dieser Formulierung beilegte. Seine Darlegung, die er der Schauspielerin Stieh von der Idee der Judith (23. April 1840 Tagebücher I, 211) giebt, klingt in den ersten Sätzen fast wörtlich an diese Aeusserungen an. So war aus dem einen dramatischen Plane ein anderer geworden, schon am 4. Juni 1838 ist ein Johanna-Drama gänzlich

aufgegeben, wenn Hebbel notiert (Tagebücher 1. 103): „Die Jungfrau von Orleans wäre als Novelle (à la Kleist) zu behandeln.“ Auch diese wurde nicht ausgeführt. Der Widerwille gegen Schillers Werk jedoch blieb, und äusserte sich noch mehrfach (so Tageb. 2,82 und 271), noch 1850 nennt er das Drama „Schillers höchste bewusste Korruption“ (ebda 325). Seine Auffassung des „wunderbaren Mädchens“ lebt in der geschichtlichen Darstellung. Sie ist keine Hebbel eigentümliche, schon seine Quellen boten ihm keine andere.

Er selbst beruft sich auf das grosse, unkritische Werk des Franzosen Lebrun de Charmette: *Histoire de Jeanne d'Arc*, 1817 in 4 Bänden erschienen. Der Verfasser, von ihrer göttlichen Sendung überzeugt, sucht dieselbe überall mit viel rhetorischem Aufwande nachzuweisen. Das Werk fand grossen Anklang, 1821 wurde von Jollois eine auszugsweise Bearbeitung gegeben, auch die deutsche Romantik fusst auf demselben. Nachdem bereits 1802 Friedrich Schlegel eine „Geschichte der Jungfrau von Orleans aus altfranzösischen Quellen“ veröffentlicht hatte, folgte 1828 De La Motte Fouqué mit einem grossen Auszuge aus dem französischen Buche, dem er nur sehr wenige eigene Bemerkungen beigefügt zu haben erklärt. Dass Hebbel diese deutsche Bearbeitung benutzt hat, ist wahrscheinlich. Jedenfalls steht fest, dass er daneben auch das französische Original vor sich hatte, da einige Briefe der Jungfrau und die Anklageartikel, die Fouqué nur fragmentarisch aufgenommen hat, bei Hebbel vollständig mitgeteilt sind. In der Übersetzung der Reden und der Verhörsszenen zeigen sich merkwürdige Widersprüche: oft ist der Wortlaut in beiden deutschen Bearbeitungen ein ganz anderer, oft aber wieder ist die Uebereinstimmung eine so starke, dass man sie schwer für zufällig halten kann. Beweisend erscheint mir die Bemerkung Hebbel's über das Benehmen des Hauptmanns Baudricourt „wir wollen ihn deshalb nicht roh und unritterlich nennen, obgleich seine Antwort etwas rauh klingt“. Bei Fouqué heisst es: „Vielmehr riet ihm der Hauptmann mit unritterlicher Roheit.“ Und seine Schilderung ihres „tief führenden fast in Traurigkeit hinüberdämmernden“

Gesichts entspricht dem „süssen, rührenden Angesicht mit den dunklen, tiefen Augen“ bei Hebbel.

Dass ihm auch das Buch von Guido Görres, das Joseph Görres 1834 herausgegeben hatte, bekannt war, hat Hebbel selbst angegeben. Dort fand er seine Anknüpfung an die Gottheit. In der Vorrede schildert Joseph Görres ihr Wesen: sie ist den Absichten, die die Vorsehung mit ihr gehabt und um deretwillen sie ihr Werkzeug auf diesen Weg geführt, entgegengereift. Sie ist nach aussen eine Heldin, weil sie die Aufträge des Himmels ausführt, nach innen eine demütige Magd: „sie musste jenes ungestüm bewegte Herz zu demütigen und zu säftigen wissen, damit es selbst ihren leisen Zuspruch vernehmen, und in ununterbrochener Verbindung sich mit ihnen erhalten möge.“ Ihre Jungfrauschaft ist der Faden, „der sie in ekstatischer Verbindung mit jenen höheren Mächten hielt.“ Sie ist ekstatisch, dabei aber kerngesund, das ist nur möglich durch die Anknüpfung „an einer höheren Einheit“. In der Darstellung ist G. Görres sehr abhängig von Lebrun, dem er auch ausdrücklich dankt. Während Fouqué etwas obenhin dem Schiller'schen Drama Lobsprüche spendet, polemisiert Görres auf das Heftigste. Er tadelt, dass das Mädchen, als kaltes, willenloses Werkzeug erscheine, gleich dem harten heidnischen Schicksal, der Dichter habe aus seiner Jungfrau eine Iphigenie gemacht, seine Himmelskönigin ist nur „äusserlicher Theaterschmuck“. Die Liebe zu Lionel sei eine Befleckung ihres Wesens. „Die Sendung der Jungfrau und ihr Verhältnis zu Gott war kein furchtbarer, bindender Vertrag.“ Auch Hebbel lässt sich die Gelegenheit mit Schiller zu polemisieren nicht entgehen. Eben so sorgsam wie Görres, der davor warnt, in der Jungfrau eine „virago“ zu sehen, hebt er ihre Abneigung vor den Greueln des Krieges hervor und setzt in diesem Punkte mit aller Schärfe gegen Schiller ein: „Ein berühmter deutscher Dichter, der Johanna zum Gegenstand eines Dramas machte, und das Naive ihrer Natur in einer See von Sentimentalität ertränkte, legt ihr auf der andern Seite einen förmlichen Trieb zum Würgen und Morden in die Seele, der sich nicht, wie es psychologisch gewesen wäre, bei

dem Anblick des ersten Bluts, das sie vergoss, in das Gegenteil umwandelt, sondern der sich erst bricht, als sie sich plötzlich, mitten im Gewühl der Schlacht und in der Hitze des Kampfes, in einen der Feinde verliebt. Leider ist dies Drama, in Deutschland wenigstens, bekannter geworden, als Johannas wirkliche Geschichte, die dasselbe doch an echter Poesie, wenn Poesie anders im Erfassen des Kerns der Dinge und nicht im hohlen Überpinseln der Wahrheit mit idealer Schminke besteht, unendlich übertrifft.“

So steht Hebbel, im Aufbau seines Buches fast genau seinem französischen Muster folgend, wie seine genannten Vorgänger voll Staunen vor dieser auch ihm nicht erklärbaren Erscheinung. Er schildert kurz die Beziehungen zwischen England und Frankreich, das auf dem Punkte war, zu einer britischen Provinz herabzusinken: „In solchen schicksalschwangeren Augenblicken, wo zwei miteinander im Kampf verstrickte Parteien gleichmässig zittern, die eine vor der Gewalt des hereinbrechenden Unglücks, die andere vor dem erdrückenden Uebermass des Glücks, das in unmittelbarer Folge oft sein Gegenteil hervorruft; wo die Entscheidung in der Idee schon da ist, aber in der Wirklichkeit doch noch zögert und, dem Zufall Raum gebend und ihn zum Eingreifen auffordernd, langsam und träge herannaht; wo niemand Recht von Unrecht zu sondern oder auch nur darnach zu fragen wagt; in solchen Augenblicken hat der schwindelnde Mensch ein Gefühl, als müsste die Gottheit selbst aus ihren Finsternissen hervortreten und mit flammendem Schwert auf den Weg deuten, der gewandelt werden soll. Und sie trat hervor, als es Zeit war, aber in der zarten, gebrechlichen Gestalt eines jungfräulichen Mädchens, um schon durch das von ihr gewählte Werkzeug anzuzeigen, dass sie, nicht durchaus gebunden in ihrem Wirken durch die allgemeinen Formen und Gesetze der Schöpfung, keiner irdischen Mittel bedarf, um die Zwecke zu erreichen, die sie als notwendig den Regungen und Bewegungen der Geschichte gesetzt hat. Wer kein Wunder glauben kann, der muss die Welt für den ganz vollkommenen Ausdruck Gottes halten, oder Gott für den Sklaven

der Welt, seines Werks; das Eine ist unmöglich, das Andere vermessen!“

In diesem Geiste sind auch alle Zusätze gehalten, die Hebbel der Erzählung aus Eigenem beifügt. Er sucht nicht tief einzudringen und psychologisch zu ergründen, aber er giebt gerne seine eigenen Empfindungen, er umkleidet das Mädchen mit poetischem Zauber.

Gleich ihre Abstammung erscheint ihn bedeutsam: „Von solchen Eltern, die äusserlich arm und innerlich reich mit Freude und Frieden in dem ihnen angewiesenen engen Kreis beharrten und in der Bedingung des Daseins, der Arbeit, zugleich seinen einfachen Zweck erblickten, konnte ein so kindlich-geheimnisvolles Wesen, wie die Jungfrau Johanna, die in rührender Naivetät das Wunderbare und Ausserordentliche, welches ihr aus der Tiefe ihres Innern entgegenblitzte, so betrachtete, als ob es sich von selbst verstände, als ob Niemand daran zweifeln dürfte, ohne sie und die Höheren über und in ihr zu beleidigen, abstammen“. Er weist, ohne mit Görres'schen Mythen zu arbeiten, auf die Sagenwelt ihrer Heimat hin: „Man halte es nicht für gleichgiltig, dass es gerade ein solcher Kreis war, worin Johanna erwuchs. Es ist das höchste Glück des Menschen, wenn die Welt ausser ihm mit seinem Innern im Einklang steht; Mancher lernt sich in seinem eigentlichen wahren Sein niemals erkennen, wenn der umgekehrte Fall eintritt“. Er freut sich, dass sie nicht lesen und schreiben lernte: „Ich wollte, es lernten dies auch jetzt nur die Wenigen, die etwas zu schreiben haben, die für das, was sie denken und empfinden, zu dem natürlichen wirklich noch des künstlichen Organs bedürfen.“ Sie nahm nicht Teil am Tanz, ohne deshalb andere zu tadeln und „in einen frohen Kreis als personifizierte Monstranz einzutreten“, und daher kommt auch ihre Beliebtheit, „denjenigen aber liebt Niemand, der seine Freuden verachtet, eben so wenig wie denjenigen, der seinen Schmerzen die Teilnahme versagt; und hierin hat der gesunde Sinn des Volks, der wohl weiss, dass eben das Grösste auf dem Menschlichsten ruht und dass das sogenannte „Sichzurückziehen“ der Meisten aus nichtigem

leeren Hochmut entspringt, unbedingt Recht.“ Mit einem satirischen Seitenblick auf Schiller wird der Traum ihrer Mutter, sie würde einen Donnerkeil gebären, angezweifelt. „Ein Donnerkeil ist ein schlechtes Zeichen für die Heldin Gottes.“ Sie war, bevor sie hervortrat, wohl vorbereitet zu ihrer Berufung, jenem Punkte. „wo dem höchsten Waltenden die unmittelbare Anknüpfung möglich war.“ Ihre Geschichte selbst erzählt er so einfach wie möglich, sie ist ihm kaum ein Gegenstand für die Darstellung. „Der Zweifel vernichtet ihn, der Glaube lässt ihn gestaltlos.“ Er lenkt aber doch den Leser zu seiner Ansicht, wenn er an ihren Visionen und Erzählungen „so viel sieghafte, echte Natur“ findet, „dass man, während man lächelt, sich doch zugleich der höchsten Wehmut nicht erwehren kann, und an die Wahrheit wohl glauben muss, man mag wollen oder nicht“. Wahrhaft dramatisch, ganz aus dem Geiste seiner Judith heraus, schildert er ihre Situation: „Wer sieht nicht im Geist das Hirtenmädchen, wie sie unter den Wundern, die ihr aufgehen, fast erliegt, wie sie, bald in Seligkeit, bald in Angst und Grauen dahin wandelt, wie ihre ganze Seele zur Mitteilung an Vater und Mutter gedrängt wird, und wie sie, wohl bekannt mit dem schlichten Sinn der Ihrigen, der auf ihren ausserordentlichen Beruf, bevor sie ihn selbst durch die That beurkundet hatte, unmöglich vertrauen und in ihren kühnen Hoffnungen nur Vermessenheit und Selbstüberhebung sehen konnte, sich in Stunden, wo das Herz ihr unwillkürlich aufspringt, scheu und zitternd wieder verschliesst . . . Aeusserst naiv und bezeichnend für ihre Natur ist es wieder, dass sie über die Geschichte schwieg, weil sie meinte, die Burgundische Partei sowohl, als ihr Vater, könnten sie in ihrem Unternehmen hindern, die eine aus Glauben an sie, die andere dagegen aus Unglauben, also aus zwei einander völlig aufhebenden Motiven. Psychologen vom Fach, welche die Seele gern zersetzen, wie das Blut, könnten aus diesem Widerspruche sehr leicht eine Anklage gegen die Wahrhaftigkeit der Jungfrau herleiten; ich sehe darin das reine, spiegelklare Abbild ihres Wesens, das bei aller Kraft und Gespanntheit zum Handeln

und Ausführen doch für die Betrachtung ihrer selbst und ihrer grossen Aufgabe nicht den überschauenden und vergleichenden Punkt zu erklimmen vermochte, auf den Mancher stand und Mancher erfror!“ Hebbel hebt als merkwürdig hervor, dass eine Inkonsequenz, die sie Baudricourt gegenüber beging, von ihren englischen Anklägern nicht ausgebeutet wurde: „Hoffentlich entgeht es meinen Lesern nicht, dass ich solche Einwendungen nur mache, um ein Beispiel jener erbärmlichen Kritik zu geben, vor welcher sich so wenig Geschichte, als Poesie, nicht Gott, noch Natur retten kann, die das Universum, das nur durch Widerstand im Grossen und Kleinen besteht, auf ein Rechen-Exempel zurückführen will, und die ein hohler, nichtiger Spuk ist, der in einem versengten Hirn gaukelt, und das schöne, fruchtbare Leben des Gedankens nachspielt.“ Der Einwand, warum Johanna durch ihre Stimmen nicht erfuhr, wann man sie hinterging, wird leicht entkräftet: „Nichts Wahrhaftiges geht weiter, als es notwendig gehen muss, und am wenigsten die Gottheit, wenn sie in einem ausserordentlichen Falle zur unvermittelten Offenbarung ihres Willens sich entschliesst“.

Besonders deutlich tritt dem Verfasser ihr Wesen entgegen in ihrem ungestümen Drängen nach Rheims zu ziehen. „Sie verwünscht die Welt, weil sie nicht an das glaubt, was Gott durch sie verkünden lässt; sie schmolzt mit Gott, weil er sie nicht nachdrücklich genug unterstützt. Sie ist ganz ein Kind, das wegen der überschwänglichen Liebe, die es zum Vater hegt, sich auch etwas Weniges herausnehmen zu dürfen vermeint . . . Die menschlich einfachsten Empfindungen und Gedanken vermischen sich in ihr mit den wunderbarsten, über Begriff und Bewusstseyn hinausgehenden Anschauungen und bringen sie nicht selten bei sich selbst ins Gedränge.“ Sie hält sich streng an ihre Offenbarungen, es ist ein Beweis für ihre Wahrhaftigkeit, dass sie die übliche Vorsicht verschmährt. „Ich sammle diese Beweise nicht etwa deshalb, weil ich damit, wie mit Nägeln ihr schönes Bild in frostigen Seelen, die es nicht mit entgegenkommendem Glauben umfassen und festhalten, anzuspiesen gedenke; ich sammle

sie, weil gerade bei abweichenden Erscheinungen jede Uebereinstimmung mit dem Gewöhnlichen so wohlthuend und beruhigend ist, und weil das Wunderbare seine schönste Wirkung eben da erst äussert, wo es sich wieder mit dem Allgemein-Menschlichen verflucht, ja sich als aus diesem entsprungen darstellt.“ Die abgöttische Verehrung, die ihr von Seite des Volkes zu Theil ward, musste sie ebenso erdulden, wie ihre späteren Leiden: „die Masse, wenn für sie etwas geschieht, hat es zu allen Zeiten für ihre Schuldigkeit gehalten, durch die unwürdigste Selbst-Erniedrigung, der dann nur allzu schnell die noch grundlosere Selbst-Ueberhebung folgt, zu beweisen, wie wenig sie das Geschehene verdient; sie hat eben hierdurch auch zu allen Zeiten die hervorragenden Geister verlockt, ja gezwungen, aus ihren Erlösern ihre Tyrannen zu werden.“ Auch auf dem Schlachtfelde bleibt sie, wie Hebbel wieder ausdrücklich hervorhebt, Weib bei allen ihren Heldenthaten. „Sie liess das Schwert sinken, um mit zitternder Hand und weinenden Augen Wunden zu verbinden.“ Und sein Hass gegen die Frauenemancipation, der an der Judith mitgearbeitet, kommt auch hier zur Worte: „Wahrlich man kann sagen: Johanna war ein von Gott emancipirtes Weib, und dass sie dies war, zeigte sie nicht dadurch, dass sie dem männlichen Geschlechte, dessen Kleider sie nur trug, um sich vor ihm zu schützen, seine Privilegien abzudisputiren und sich von den sanften, untergeordneten Pflichten des ihrigen zu dispensiren suchte, worin man jetzt den Triumph der Weiblichkeit zu erblicken glaubt; sie zeigte es dadurch, dass sie, wenn der Geist, der das Ungeheure von ihr verlangte, sie, nachdem sie es ausgerichtet hatte, befriedigt verliess, sich schüchtern und eiligst in das Innerste ihrer keuschen, stillen Natur wieder hinein flüchtete und daraus, wie aus ihrer sichern Burg erst dann erröthend hervorkam, wenn die Noth es erheischte. Unsre emancipationssüchtigen Weiber (es gibt ihrer Gottlob nur Wenige, in Deutschland zur Zeit gar keine, und sie sind bekannt, ja berühmt, was recht gut ist, da sie nun doch aus Unwissenheit Keiner heirathen kann) würden grosse Thaten

höchstens darum vollbringen, damit sie davon reden, ja sie beschreiben könnten! O über die Närrinnen, die glauben, es gäbe sechstausendjährige Irrthümer der Geschichte! Und über die Thoren, die in der Krankheit eine Lebensquelle sehen!“ Hier entscheidet Hebbel die Frage, die er am 7. März 1838 im Tagebuch aufgeworfen: „Ob es wohl sechstausendjährige Irrthümer gibt, ich meine solche, zu welchen alle auch die grössten Geister Gevatter gestanden haben? Von der Antwort auf diese Frage könnte das Schicksal der Welt abhängen.“ Nach der Krönung zu Rheims ist ihr Werk gethan, sie bleibt, trotzdem sie ihren Untergang vorher sieht „ganz wie ein Soldat, der durch seinen Eid an die Fahne gefesselt, sich in Gefahr und Tod stürzt, ohne zu fragen, ob er auch recht geführt wird, und der sich nicht selbst eine Aufgabe zu stellen und sie zu lösen, sondern der an die gegebene Aufgabe nur sein Alles zu setzen hat.“ Er eilt schnell über die kriegerischen Züge des Königs hinweg, dem die Jungfrau „wie ein geschmücktes Lamm“ zur Seite geht, um ihr Märtyrertum darzustellen. Hebbel leitet diesen letzten Abschnitt mit den Worten ein: „Welcher Maler mögte, wenn er die Unschuld foltern und zuletzt rädern sähe, jeden Schmerzenszug der sich zusammenkrümmenden Natur auffassen und mit seinem Pinsel wiedergeben! Kann man doch den Gefolterten nicht malen, ohne den Folterer mitzumalen, und hört doch da, wo das Abscheuliche, das Hässlich-Grässliche anfängt, menschliche Theilnahme auf. Dennoch ist mir eine solche Aufgabe gestellt! Ich freue mich, dass schon der Raum mich an einer Ausführlichkeit, die sowohl mir selbst, als meinen Lesern peinlich seyn müsste, verhindert.“ Ihr Selbstmordversuch im Gefängnis erscheint ihm als der „wahre Triumph ihrer naiven Natur. Wie ein Kind, das sich aufs Wasser wagt, weil es wohl weiss, dass die Mutter es trotz ihres Unwillens wegen des übertretenen Verbots liebevoll herausziehen wird, wenn es verunglückt, so stürzte Johanna sich in den offenbaren Tod.“

Die „Treibjagden“ der Verhöre interessieren Hebbel ungeheuer in ihrer dialektischen Führung. Der Auszug, den

er aus der umfangreichen Vorlage liefert, ist ganz vortrefflich, zumeist in direkter Rede gehalten. Immer wieder sucht er ihre Antworten durch Zwischenbemerkungen in die hellste Beleuchtung zu setzen. „Man sieht“ — meint er einmal — „den edlen Geist, der sich auf einmal stark und gross erhebt, weil die Gemeinheit ihn zu tief darnieder drückt, und der, wie die Gemse, die sich am Abhang umkehrt, dem Verfolger die Schauer des Todes durch die Gebeine jagt.“ Ein anderes Mal bezeichnet er ihre Antwort, dass die Stimmen, wenn sie in sündlichem Zustande wäre, wohl nicht weiter zu ihr kommen würden, als „die erhabenste, die jemals aus einem menschlichen Munde hervorgegangen ist.“ Selbst ihr Hauptgegner, der Bischof von Beauvais, wusste nichts zu erwidern, „das letzte Gericht mogte langsam durch seine Seele hindonnern.“ In der ausführlichen Mitteilung der Klageartikel, wie des Gutachtens der Pariser Universität geht Hebbel zu weit, in der Absicht, die ganze Ungerechtigkeit sowie die Inkompetenz des Gerichtshofes recht deutlich zu machen. Wie er es versprochen, berichtet er ruhig über ihre Hinrichtung. Am Schlusse fasst er zusammen:

„Die Jungfrau von Orleans ist das geheimnissvollste Objekt der Geschichte. Kein Wunder, dass sie zu allen Zeiten, aus den verschiedensten Gesichtspuncten betrachtet worden ist. Eine Erscheinung, wie die Ihrige, ist gleich geeignet für die tiefste Poesie, wie für den flachsten Spott, denn, wenn man in allem Normalen leicht den Mittelpunct, um den es sich herum bewegt, erkennt, so ist es hier eben der Mittelpunct, der sich hartnäckig dem Auge entzieht, und das Urtheil wird ewig schwanken, so lange es diesen nicht erfasst hat. Ich glaube, manche psychologische Andeutung gegeben zu haben, wenn ich sie im Gegensatz zu schwärmerisch-spekulativen Naturen, die in rein geistiger Sphäre neue Welten entdecken, als eine religiös-naive bezeichnete, bei der sich jeder Gedanke in Anschauung und jedes Gefühl in That verwandelte. Der Zweck des vorliegenden kleinen Abrisses gestattete mir eben da, wo ich gerne hätte verweilen mögen, nur Fingerzeige ein für einen andern Kreis bestimmtes grösseres Werk über

denselben Gegenstand, das mich beschäftigt, wird meine Ansichten, die ich hier natürlich nur zum kleinsten Theil darlegen konnte, weiter ausführen und tiefer begründen.“

Neben der Gestalt der Jungfrau fehlt es Hebbel an Platz, auch noch andere Persönlichkeiten stärker hervortreten zu lassen, er begnügt sich für die Engländer, Dunois u. a. mit einigen oberflächlich charakterisierenden Worten. Bloss bei Ritter Baudricourt verweilt er einen Augenblick, weil er an ihm eine Rettung zu vollziehen hat. Er begründet seine Zweifel an der göttlichen Sendung Johannas mit seiner Stellung, die auf dem Spiele gestanden wäre, wenn er voreilig ein Weib an den Hof gesandt hätte. „Meine Vorgänger hätten dies bedenken, sie hätten nicht vergessen sollen, dass es leichter ist, nach vier Jahrhunderten an eine historische Erscheinung zu glauben, als in dem Augenblick, wo sie zuerst aus dem Dunkel hervortritt.“ Eine grössere Rolle spielt nur Carl, dessen unmännliche Schwächlichkeit er als Gegenbild der sichereren, bewusst handelnden Jungfrau herausarbeitet. „Wenn sie mit Recht seine Seele genannt werden kann, so muss man leider umgekehrt ihn ihren Leib nennen, und wohl noch nie hatte eine Seele einen so ungeschickten, hölzernen Leib.“ Er entschloss sich im Drange der Umstände „dazu, wozu die Jämmerlichkeit, wenn sie durch das Leben auf die Probe gestellt wird, sich am liebsten und leichtesten entschliesst, nämlich zum resignirenden Nichtsthun.“ So lässt er sich, mit vieler Mühe, die Rettung durch Johanna gefallen. Hebbel sieht darin schon einen Beweis ihrer göttlichen Sendung, dass sie den König sah und nicht augenblicklich müde wurde. „Nicht genug, dass sie das Schwert war, sie musste auch der Sporn sein.“ Nachdem sie die ersten Siege errungen, versucht sie vergeblich, den König mit dem Connetable Graf Artus auszusöhnen. „Es gelang ihr nicht; Carl war ja nicht mehr ein Bettler, der Eigensinn, dieser elende Stab, auf den die Charakterlosigkeit, die sich ihrer selbst schämt, sich gerne stützt, erlaubte ihm nicht, länger vernünftigen Vorstellungen Gehör zu geben. Doch, hierüber wollen wir mit ihm nicht hadern, jeder Mensch hat das Recht zu hassen, wie die Pflicht zu

lieben, warum sollte nicht auch ein Schwächling von König es haben?“ Es war sein Verbrechen, Johanna festzuhalten, es gefiel ihm „die Siegesgöttin, die es sich in ihrer Demut gefallen liess, zur gemeinen Kriegerin zu erniedrigen.“ Vor Paris lag er, wie der Bettler vor der verriegelten Hausthüre. Ironisch betrachtet Hebbel die äusserlichen Ehren, mit denen er seine Retterin schmückt, „als echter Franzose“ sucht er „das geheimnissvolle Wesen, dem Gott seine Donner anvertraut hatte, zu putzen.“ Seine Unthätigkeit in ihrem Prozesse wird hart gebrandmarkt. „Er unterliess Alles und die Geschichte muss ihm Ehre und Namen absprechen.“ Auch die Revision des Prozesses kann das Urtheil nicht ändern: „Es giebt Sünden, die, weil sie nicht Verirrungen, sondern geistige Abdrücke des ganzen Menschen sind, niemals wieder gut gemacht werden können.“

Seiner historischen Darstellung hat Hebbel eine merkwürdige lange Einleitung vorangeschickt, die er selbst mit vollem Rechte als „brennend“ bezeichnet. Sie verdient vollinhaltliche Wiedergabe.

„Wenn irgend Etwas der Menschheit wahrhafte Fortschritte verspricht, so ist es das vertrautere Verhältniss, worin sie in neuerer Zeit zu ihrer Geschichte, d. h. zu sich selbst getreten ist. Unendlich lange war die Geschichte für die Masse gar nicht da; dem Bürger war sie Nichts, als ein Mittel, sich die Winterabende zu verkürzen, dem Gelehrten gab sie Gelegenheit, sein Gedächtniss in Uebung zu erhalten. Der Philister, der behaglich hinter dem warmen Ofen sass, las mit langweiligem Vergnügen die Berichte über grausige Schlachten, denn er freute sich, dass er sie nicht mitschlagen durfte. Der Mann der Wissenschaft feierte seinen grössten Triumph, wenn er die Namen und Jahreszahlen, die er in seiner Jugend mit unverdrossener Mühe erlernt hatte, noch im Alter ohne Anstoss zu recapituliren vermochte. Minister und Diplomaten schenkten der Historie ihre Aufmerksamkeit, sobald sie für irgend einen bedenklichen Schritt eines Rechtstitels bedurften; Juristen befassten sich mit ihr, wenn es galt, für ein Gesetz, das Gegenwart und Zukunft zusammen schnüren sollte, aus den Gräften der Vergangenheit einen sogenannten positiven Grund hervor zu stöbern. Die hochadeligen Herren kamen, da sie meistens so wenig lesen als schreiben konnten, gar nicht in den Fall, ihre Sympathieen oder Antipathieen zu äussern. Anekdoten-Erzähler und

Chronisten, die mit unvergleichlicher Naivetät das Grösste und das Kleinste in einander mischten, galten für Geschichtsschreiber, und die historische Kritik revidirte, wenn sie sich hoch verstieg, einen misslungenen Rückzug, oder machte Alexander und Cäsar einige bescheidene Vorwürfe über ihre Unersättlichkeit. Die Völker, als Völker, hatten kaum eine Geschichte, nur die Könige und Helden, nicht der ganze Leib, nur Kopf, Hand und Fuss wurden gemalt.

„Ein Volk kann aber nur durch seine Geschichte zur Selbst-Erkenntniss gelangen. Durch den Sturm der Ereignisse im Dunkeln herumgetrieben, kommt einem Volk die Klarheit über sich selbst erst dann, wenn es eine Masse Erfahrungen beisammen hat, und diese gegen einander abwägt. Das Leben ist ein wunderbarer Process. Die erste Hälfte geht der Gesammtheit, wie dem Einzelnen, fast immer im Herumtasten und Experimentiren verloren, und wenn der Ausgang sehr gut ist, so dient sie der letzten Hälfte als Dünger, der die noch übrigen ruhenden Keime hervortreibt. Derjenige ist Meister in der Lebenskunst, der in der Gegenwart zugleich sie selbst und das Gesetz der Zukunft erblickt. Ebenso ist es mit den Völkern; darum aber beginnt ihre wahre Existenz auch erst mit dem Erfassen ihrer Geschichte, dem Inbegriff ihrer Entwicklungen, dem Spiegel aller ihrer Bestrebungen. So lange sie diesen Punct nicht erreicht haben, sind sie wie Kinder oder wie kindisch gewordene Alte, die heute nicht mehr wissen, was sie gestern thaten, und die deshalb immer auf der nämlichen Linie beharren, sich an den nämlichen Stein stossen und vor dem nämlichen Gespenst erschrecken.

„Griechen und Römer fühlten sich gar nicht als Individualitäten, sie empfanden sich nur im Ganzen und Grossen, sie lernten nicht, sie lebten Geschichte. Da war kein feiges Trennen der einzelnen Interessen von den allgemeinen, kein Hineinschlüpfen in den eigenen Vorthail, der jetzt Manchen für den Untergang einer Welt entschädigen könnte, kein kümmerliches Begiessen des Zweiges, anstatt des Baumes. Nur darauf war der Römer stolz, dass die ewige Roma doch auch ihm mit angehörte, dass doch auch er sie, wenn auch nur in der Idee, mit besass; sie hatte ihn geboren, blosser Schuldiger scheint es ihm, jeden Augenblick bereit zu seyn, für sie zu sterben. Mit dem Ganzen auf innig-unzertrennliche Weise verwachsen, drängte sich auch das Ganze mit all seinen gewaltigen Lebensströmen in der Brust jedes Einzelnen und machte ihm das Ausserordentliche, ja das Ungeheuerste leicht. Das Grösste geschah Tag für Tag, denn Keiner hegte den stolzen Gedanken, dass etwas Grosses, Etwas, das Pflicht

und Bedürfniss übersteige, von ihm ausgehen könne, wie denn ja alles Thun eines Herkules, mögen seine erdgeborenen Stiefbrüder darüber erstaunen, wie sie wollen, für ihn selbst nur Leben, Ausdehnen, Schutzmittel gegen das Einschlafen ist. In jenen glücklichen Zeiten brauchte man keine Geschichtschreiber, obgleich man die vortrefflichsten hatte; ganz von selbst, und ohne Vermittelung ging die erungene geistige Erbschaft über von Vater zu Sohn; der Instinct lehrte, was fest zu halten und fallen zu lassen, was noch zu erobern und was als unnütz oder unerreichbar bei Seite zu werfen war.“

„Ein beneidenswerther Zustand, der nicht wieder kehren kann und auch nicht wieder zu kehren braucht! Seit die Welt eine Familien-Domäne geworden ist, sind ganz natürlich völlig umgekehrte Existenz-Bedingungen und Gesetze eingetreten. Nur so weit der Einzelne sich von dem Ganzen, das nicht mehr seiner selbst wegen besteht, loszulösen und sich in seinem Innersten und Eigenthümlichsten heimisch zu machen weiss, ist er glücklich und frei. Die alte und die neue Geschichte — es sind zwei einander entgegengesetzte, in sich abgeschlossene Kreise, die man nicht vergleichen soll. Beide, die eine als reines Naturgewächs, die zweite mehr als erzwungenes Kunstprodukt, haben der Menschheit eine Form gegeben, d. h. einen begränzten, endlichen Ausdruck für ihren unbegränzten sachlichen Inhalt. Ob sie eine neue, eine solche, welche die Vortheile von Beiden verbindet und ihre Nachtheile möglichst ausschliesst, gewinnen wird, das ist die Frage, die jetzt helle Köpfe und edle Gemüther beschäftigt. Gewiss kann es nur auf dem Wege der Prüfung und Durchforschung des in so manchen mehr oder weniger dumpf vorübergegangenen Jahrhunderten Erlebten und Erlittenen geschehen, und wer dies in klaren, scharf umrissenen Bildern dem Auge des Volks vorzuführen vermag, der ebnet der neuen Geburt der Zeit die Steige.

„In der Geschichte sind es entweder ausserordentliche Begebenheiten oder es sind ungewöhnliche Charaktere, oder auch wol ungeheure vereinzelte Thaten, die für die menschliche Beschauung in den verschiedenen Perioden einen Centralpunct bilden. Die Vergangenheit ist ein unerschöpfliches Bergwerk, in das ein Geschlecht nach dem andern frische Arbeiter hinabsendet; bald wird dieser, bald jener Gang angebrochen, und was die Nothdurft eben erheischt, wird zu Tage gefördert. Das frische glühende Leben umarmt den Tod, oder vielmehr die versteinerte Mumie dessen, was einst lebte: da zucken die erstarrten Pulse noch einmal, da heben sich die müden Augenlieder und Worte der Ermahnung und Belehrung, der Er-

munterung und des Trostes gehen aus den schläfrigen Lippen hervor. Gerade die zeugende Vermischung der jüngsten und der ältesten Weisheit, die Reibung und Entwicklung geistiger Potenzen der Gegenwart an Problemen, die Jahrhunderte rückwärts liegen, ist so unendlich kräftigend und segensreich. Aus immer neuen Gesichtspuncten wird das Alte betrachtet; dadurch gewinnt es eine immer neue Gestalt, es wird immer schärfer in seinem Wesen und seinen Motiven, wie in seiner Ausdehnung und seinen Wirkungen erkannt, es entbindet die Geister ihrer verborgenen Lichtströme und bereichert so noch aus dem Grabe heraus die Welt. Der wahren Erkenntniß der Natur, der wissenschaftlichen Entschleierung ihrer Gesetze gingen phantastisch-mystische Träumereien vorher, ängstliche, gedrückte Geburten der Nacht, die ersten Regungen des schlummernden Seyns in einer Finsterniß, die noch nicht weichen wollte. Wie, wenn alles Dogmatisiren und Philosophiren auch nur ein instinctartiger Versuch gewesen wäre, die Geschichte nach einem ahnenden Gefühl des Möglichen und Nothwendigen zu ergänzen und den Ring der Zeit im Voraus zusammenzubiegen? Wenn wir uns früher oder später mit einmal auf einem Puncte fänden, wo wir unsere Träume nicht mehr zu realisiren brauchten, weil wir genug erlebt hätten, weil wir uns, statt uns noch erborgter idealer Krücken zu bedienen, ganz auf uns selbst, auf das Wirkliche, Nachhaltige in uns und ausser uns stützten? Wer mich versteht, wird jauchzen bei diesen Gedanken. Sobald der Mensch sich selbst zum Object seiner Forschungen und Betrachtungen macht, geht auch keine einzige seiner geistigen Anstrengungen und Bemühungen verloren, denn jede hat schon dadurch, dass sie gemacht ist, einen unverlierbaren Werth und jede zieht schon dadurch, dass sie gemacht ist, etwas, das bis dahin dunkel und gestaltlos war, in den formenden Kreis des Bewusstseyns.

„Mancher wird fragen: warum eine so brennende Einleitung zu einer der rührendsten, verschlossensten Mythen der Geschichte? Ich antworte: des Gegensatzes wegen, der als höchstes Gesetz aller Darstellung zu Grunde liegt; keineswegs aber, weil ich mich der geheimnißvollen Passionsblume etwa mit einer Voltairischen Kienspanflamme, vor der ihre zitternden Blätter zusammen schrumpfen, zu nähern gedenke. Wie Derjenige, der in einen düstern Wald eintritt, sich zuvor den Stand der Sonne merkt, um sich, wenn er sich dem heiligen Grauen überlässt, welches das nächtliche Sausen und Brausen in ihm erweckt, nicht zu verirren, so wollen auch wir, bevor wir uns in die dämmernde Welt der Ahnungen und Weissagungen, die

das Licht ausschliesst, und die nicht durch Worte, sondern nur durch Klänge und Töne zu uns redet, gläubig und fromm versenken, mit voller Seele den heitern Tag preisen, der uns aufging, und der freilich mit jeder umschattenden Wolke, die er vertrieb, der Phantasie zugleich einen Vorhang raubte, hinter dem sie ein göttliches Bild aufstellte. Das fehlt noch zur Vollendung des Sieges der neuen Zeit über die alte, dass sie ihre Wahrheit noch nicht zur Schönheit verklärt hat; wir haben den Marmor, aber noch nicht den Gott, der darin schläft, und wenn wir beten wollen, so müssen wir die Ruinen eines Tempels aufsuchen, der längst zerfallen ist.“

Nicht nur der Stoff selbst, der ihm so viele geistige Anknüpfungspunkte bot, sondern auch die einheitliche Handlung um eine Person herum erleichterten dem Dramatiker seinen ersten Schritt auf der Bahn historischer Darstellung. Beide Vorteile fallen in der „Geschichte des dreissigjährigen Krieges“ weg. Auf 156 Seiten muss er die ganzen Ereignisse, anhebend von der Reformation bis zum Westfälischen Friedensschlusse, zusammendrängen; es ist nicht zu verwundern, dass oft nur ein Gerippe, von wenig Fleisch umkleidet, übrig bleibt. Besonders nach dem Tod Wallensteins werden die meisten Verwickelungen so summarisch abgemacht, dass der Leser beinahe den Faden verliert. Er selbst gesteht diese Fehler ein, wenn er gegen Schluss des Werkes sagt: „Wenn es mir schwer fiel, in so gedrängter Kürze eine übersichtliche Darstellung der Kriegsergebnisse zu geben, so finde ich es durchaus unmöglich, die eben so verwickelten Friedensverhandlungen im Vorübergehen anschaulich oder auch nur deutlich zu machen. Dennoch darf ich mich dieser Aufgabe, die unter den gegebenen Bedingungen unlösbar ist, nicht ganz entziehen.“ Und doch feiert auch hier Hebbels prägnanter Ausdruck und Lakonismus manchen Sieg über die widerpenstige Form.

Seine Vorstudien waren noch viel geringer, als bei dem früheren Werke. Im Allgemeinen kann man ruhig sagen, dass er einen Auszug aus Schiller, oft mit dessen eigenen Worten, geliefert hat. Einige kleine Züge, abweichende Zahlenangaben und manche Anekdoten fand er in Johann Georg Galletti's Fortsetzung von Baumgarten's Allgemeiner

Welthistorie Bd. 57 (1791), wenig Einfluss scheint Friedr. v. Raumer's Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts Bd. III (1834) geübt zu haben. Dass er beide Werke kannte, geht aus einer gelegentlichen Erwähnung (Tageb. 2, 113) hervor.

In der Charakteristik der Personen fusst er jedenfalls auf Schiller. Er teilt seinen protestantischen Standpunkt, von dem aus die österreichischen Regenten betrachtet werden, er tritt für Gustav Adolph gegen Tilly ein. Auch Hebbel bewundert das militärische Genie des Schwedenkönigs, ebenso wie er seine „ungeheuchelte Frömmigkeit“ rühmt, jene „Demut vor dem Höchsten, die nicht aus dem Gefühl der Armseligkeit und Kleinheit, sondern aus der Kraft, die dankbar ihres Ursprungs nicht vergisst, hervorgeht.“ Wie Schiller nach der Schlacht bei Breitenfeld sagt: „Erfochten war der Sieg, aber nur weise Benützung konnte ihn entscheidend machen“, meint Hebbel: „Er war keiner von den thöricht Schwachen, die das Glück trunken macht, er vergass nicht, dass ein Sieg nur durch die Art, wie man ihn benützt, seinen Wert erhält.“ Der Verfasser der Geschichte der Jungfrau von Orleans gibt sich deutlich in einer Bemerkung zu erkennen, wo er die persönliche Teilnahme des Königs an den Beschäftigungen der Soldaten erwähnt: „er liess keinen der kleinen Kunstgriffe ungebraucht, durch welche zu allen Zeiten die hervorragenden Geister ihre Umgebung an sich zu fesseln wussten, und die nur die hochmütige Ohnmacht verschmäht.“ Das hatte er von Johanna gerühmt, dass sie „trotz ihres unbedingten Vertrauens auf die Hilfe von oben, doch zugleich jene kleinen Kunstgriffe nicht verschmähte, die der bevorzugte Geist, der Masse gegenüber, oft mit so grossem Erfolg anwendet.“ Er polemisiert auch einmal gegen seinen Vorgänger: „Schiller, in seiner Geschichte des dreissigjährigen Krieges, spricht die Furcht aus, dass Gustav Adolph, den er den einzigen gerechten Eroberer nennt, bei einem längeren Leben der Thränen der Nachwelt wohl nicht so würdig geblieben wäre, wie jetzt. Es ist immer bedenklich, bei der Geschichtschreibung vom Thatsächlichen abzugehen und über die Zu-

kunft eines zu früh abgerufenen handelnden Charakters Betrachtungen anzustellen, denn das Leben macht sich selten, oder nie, wie eine geometrische Progression. In Bezug auf Gustav Adolph namentlich zweifle ich, ob die Furcht, die sich bei ihm einen Abfall von sich selbst als möglich denkt, das Recht hat, laut zu werden. Wenn er auch dem menschlichen Schicksal, sich in seinem Glück hin und wieder zu berauschen, nicht durchaus entgehen konnte, und nun im Rausch manchen Schritt that, der sich zweideutig auslegen liess, so scheint mir doch in seiner ganzen Art und Weise, zu seyn, in der Besonnenheit seines Wesens, und in den nur auf das Höchste gerichteten Neigungen seines Gemüts ein den stärksten Lockungen des Egoismus hinreichenden Widerstand leistendes Gegengewicht zu liegen. Er konnte wohl eine Zeit lang den Gedanken hegen, Deutschland zu zerstückeln und die Kaiserkrone mit nach Schweden zu nehmen, aber er hätte ihn nicht ausgeführt.“

Wird hier Schiller's Enthusiasmus noch überboten, so weiss Hebbel die düstere Gestalt Tilly's dadurch heller erscheinen zu lassen, dass er seine Handlungen zu begreifen sucht. Während Schiller ihn in Magdeburg nur als blutdürstigen Wüterich sah, findet Hebbel den Grund für die Zerstörung der Stadt in dem ganz natürlichem Gange der Dinge. Er hatte sich gewöhnt, „in seinem Glücke sein Verdienst zu sehen,“ er geniesst das grenzenloseste Vertrauen von Kaiser und Volk, — und es mislingt ihm Alles. „Sein Geist verliert den klaren Ueberblick, sein Charakter das Gleichgewicht; er hält ein Beispiel für nötig, um Deutschland einzuschüchtern, und greift in schlimmer Verwirrung seiner Gedanken nach der aus Blut und Brand gemischten Schreckens-Grösse eines Räuberhauptmanns, da ihm die edlere eines Feldherrn nicht mehr Stand zu halten scheint. Vor Magdeburg steht er, Magdeburg trotzt ihm, an Magdeburg entladet sich sein Grimm.“ Bei seinem Tode empfindet der Verfasser „Mitleid mit einem Manne, dem am Rand des Grabes das letzte Blatt des so teuer erworbenen Lorbeers entrissen ward, und dem Nichts blieb als die brennende Erinnerung an all das Blut und all

die Thränen, wodurch ein Gut, das sich jetzt in ein Nichts auflöste, sein geworden war.“

Dagegen verhält er sich ziemlich kühl gegen die Persönlichkeit Bernhards von Weimar. „Die Milde, die der Herzog bei Einnahme der Festung (Breysach) bewies, war recht schön, wir wollen sie ihm jedoch nicht so hoch anrechnen, wie es einer unserer Vorgänger gethan hat. Bernhard ging mit Breysach so gelinde um, weil er es in Gedanken sogleich zu seinem Eigentum schlug. . . . So keck es auch war, dass Herzog Bernhard solche Pläne fasste, so lag die Ausführung derselben doch nicht im Bereiche der Unmöglichkeit. Die Welt war noch nicht so sehr, wie jetzt, ein geschlossenes Ganzes, woran sich kein Stein verrücken liess, und in einer wilden anarchischen Zeit, wo alle Verhältnisse durcheinander fluteten und alle Ordnung aufgelöst schien, durfte ein Held manches für erreichbar halten, was unter andern Umständen durchaus über den Kreis menschlicher Bestrebungen hinausliegt.“ Und er fasst sein Urtheil zusammen; „Der Herzog Bernhard war unleugbar ein grosser General, nur muss man nicht übersehen, dass er uns eigentlich erst nach dem Abtritt Gustav Adolphs und Wallensteins als solcher erscheint. Mit dem ersten in eine und dieselbe Reihe ist er nicht zu stellen, und wenn ein neuerer Geschichtschreiber meint, dass ihm vielleicht nur ein längeres Leben gefehlt hätte, um einen Gustav Adolph zu erreichen, so ist dies mehr als gewagt. Bernhard verdankt die Erfolge, die er fand, mehr seiner Bravour als seinem Genie; er war unwiderstehlich an der Spitze einer Schwadron, aber er war im Gebrauch einer Armee oft zu hitzig und zu unvorsichtig.“ Wieder wendet er sich hier gegen Schiller, der seine „Menschlichkeit“ hervorgehoben und gesagt hatte: „In der Schule Gustav Adolphs zum Helden und Feldherrn gebildet, ahmte er diesem erhabenen Muster nach, und nur ein längeres Leben fehlte ihm, um es zu erreichen, wo nicht gar zu übertreffen.“

Es scheint, dass Hebbel Gustav Adolph und Tilly mehr fesselten als Wallenstein; denn im Verhältnis zu ihrer Behandlung schenkt er Wallenstein zu wenig Aufmerksamkeit

und arbeitet ganz mit Schiller'schen Farben. Wallenstein zeigt ihm schon durch seinen Uebertritt zum Katholizismus, „dass er in keinerlei Art von Fesseln ging, und dass er deshalb aus seinem Leben machen könne, was er wolle. Jeden seiner Schritte an den Sternenhimmel anknüpfend, lernte er es, keinen einzigen unwürdigen und unbedachten zu thun, und ward durch ein Gefühl seiner Zukunft, durch eine Ueberzeugung von seiner Bestimmung zum Hohen und Höchsten von früh auf den gemeinen Kreisen, wo so viel Lebendiges untergeht, entrückt. Er war ein Mann, in dessen Kopf schon Ideen spukten, die erst spätere Jahrhunderte verkörpern sollten, und der für Alle, zuweilen auch für sich selbst ein Geheimnis, trotz seiner Verslossenheit und der abstossenden eisigen Kälte seines Wesens, die Gemüter mit einer unwiderstehlichen Gewalt beherrscht!“ Beredter wird Hebbel, wo er die Lage des Kaisers, der zu seinem Diener betteln gehen muss, und Wallensteins Hofhalt, hinter dem man „einen persischen Satrapen“ hätte erwarten sollen, hier wörtlich sich an Galleti anlehnd, schildert. Der Dichter, der die Gestalt des Holofernes geschaffen, steht vor uns, wenn es heisst: „Hatte der Kaiser keinen Freund, so war der Feldherr dem Kaiser um so notwendiger. War der Kaiser der Donner, so war der General der Blitz. Und wer einen Gott machen kann, ist grösser als der Gott selbst.“ Die Krone wird immer als sein Ziel hingestellt, um so auffallender berührt hinterher die Bemerkung, dass sein Verrat keineswegs erwiesen sei. Auch nach Wallensteins Tode hat Hebbel nur wenige Worte für ihn: „Es hat etwas Empörendes für das menschliche Gemüt, dass die richtende Macht zuweilen ihre Sentenzen auf so unwürdige Weise, durch so gemeine Hand vollstrecken lässt. Wallenstein war 50 Jahre alt, als seinem Leben das plötzliche Ziel gesteckt ward, er gehörte zu den Wenigen, denen nur der weiteste Kreis genügt, weil ihre Kräfte für den weitesten Kreis ausreichen!“

Wie bei Schiller sind die Schilderungen der Einnahme von Magdeburg und der Schlacht bei Lützen die Höhepunkte der Darstellung. Bei der ersteren, die er auf der einen Seite

stark abkürzt, auf der anderen durch kleine Details bereichert, gelingt ihm ein eigentümlicher Zug, der ein Streben nach theatralischer Wirkung verrät. Schiller hatte die äussere Erscheinung Tillys bereits bei seiner ersten Erwähnung gezeichnet: Hebbel führt ihn erst — man darf sagen — auf die Szene, wie er sich Magdeburg nähert: „In der Helle der Morgendämmerung still wie Tote, die umgehen, nähern sich die Kaiserlichen; in ihrer Mitte reitet ihr finst'rer General, der kleine hagere Tilly, mit seinem spitzigen Gesicht, eingefallenen Wangen, langer Nase, stechenden Augen und starkem Knebelbart; in ein hellgrünes Wamms ist er gekleidet, auf dem Kopf trägt er einen sonderbar geformten Hut, von dem eine lange rothe Straussfeder auf den Rücken herunterhängt. Auf diese unheimliche Figur sind Aller Blicke gerichtet; sie ist es, die die Hölle entfesseln, die allen Teufeln, die in ausgearteten menschlichen Herzen wohnen, das Stichwort zurufen soll“.

Als Beispiel, wie Schiller von Hebbel benützt wurde, diene die Betrachtung, welche beide Schriftsteller an den Morgen der Schlacht von Lützen knüpfen. Bei Schiller heisst es: „Die gespannten Erwartungen Europens sollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwey solche Feldherrn, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Kriegs noch in keiner offbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren, und einen Ueberwinder dem nie überwundenen geben . . . Eifersüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heere seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflamnten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiss die Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen kosten musste. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüberstand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.“

Hebbel schreibt: „Der Moment war gross. Die beiden ersten Heerführer ihrer Zeit sollten sich mit einander messen und der Besiegte musste an den Sieger den Gewinn seines ganzen Lebens abtreten, denn ein geschlagener Feldherr ist wie ein schartiges Schwert, dem man nicht mehr vertraut. Das Glück eines Generals gleicht der Jungfräulichkeit eines Weibes; eine geheime Weihe, ein unsichtbarer Zauber liegt darin, der, einmal gebrochen, niemals wieder hergestellt werden kann. Was mochte in Gustav Adolph's, was in Wallenstein's Seele vorgehen, während dieser Nacht, in deren dunklem Schoosse die Geburt des Schicksals sich verbarg! Beide hatten ein Recht zu zittern, denn Beide zitterten vor Ihres Gleichen. Beide mussten sich sagen, dass sie nicht mehr ganz, wie sonst, auf ihre Kraft gestellt waren, sondern dass ihr Loos vom Zufall abhing, dass ihr gegenseitiger Ruhm, der sich die Waage hielt, an einer Kleinigkeit zu Grunde gehen konnte! Was stand aber auch für die Partheien, die sie repräsentirten, auf dem Spiele!“

Auch dieser Schrift, die leider nicht wie die andern in Abschnitte geteilt ist und dadurch der Uebersichtlichkeit entbehrt, hat Hebbel einleitende Bemerkungen vorausgeschickt, die in der Betonung der segensreichen Wirkungen des Krieges und der denselben leitenden Idee wohl an Schiller anknüpfen, aber ganz selbständige Ausführungen bieten.

„Jeder Krieg, wenn er nicht um nichtswürdige Interessen geführt wird, bietet ein hohes Interesse dar. Er ist, mitten in der Civilisation, der imposante und unumgängliche Rückfall in den Naturzustand; er zeigt, dass das Leben so wenig im Ganzen und Grossen wie im Einzelnen ein Destillationsprocess ist, dass kein einziges der Elemente, woraus es besteht, völlig vertrieben oder unwirksam gemacht werden kann; er beweist, dass es nicht in der Macht der Gesellschaft steht, die Entwicklungen der menschlichen Gesammtheit im Voraus zu bestimmen, dem Strom der Geschichte durch Vertrag und Uebereinkunft ein beliebiges Bett zu graben, den Geist, der sie in Ebbe und Fluth regiert und bewegt, gefangen zu setzen, ja auch nur den Zufall auszuschliessen. Die Nationen sind wie Löwen, die in einem gestrickten Netz liegen; das Netz hält, so lange sie schlafen, oder im warmen Sonnenschein ihr Futter verzehren; das

Netz wird zerrissen, als ob es gar nicht da wäre, sobald sie sich regen. Man ist gewöhnlich so ungerecht gegen den Krieg, dass man ihn nach dem Frieden misst, womit er endet. Wenn man dies thun will, so muss man wenigstens sehr vorsichtig seyn. Die Nothwendigkeit eines ächten Krieges liegt in ihm selbst; schlummernde Kräfte, die sich kennen lernen wollten, entfesselten sich und messen sich an einander, und das Bewusstseyn, das so geweckt wurde, die Einsicht in das Verhältniss zu den gegenüberstehenden Kraftmassen ist der wahre eigentliche Gewinn, der im Interesse der Zukunft errungene Schatz. Ein Held sieht im Kampfe mehr auf das, was er thut, als auf das, was er erwirbt; das Heldenthum selbst, nicht die Beute ist es, die ihn begeistert und ihn stolz macht; auch bei Nationen, die sich befehlen, soll die Beute, die sie beim Friedensschluss davon tragen, nicht für die Hauptsache gelten.

„Möge der Leser diese Gedanken festhalten und sie sich vergegenwärtigen, wenn es ihm im Verlauf unserer Darstellung des dreissigjährigen Kriegs zuweilen schwül ums Herz wird, wenn es ihm scheint, als ob die Arbeit gar zu gross und der Lohn gar zu gering ist. Dreissig Jahre des Krieges — welch' eine Vorstellung! Was für ein Friede hätte das seyn müssen, der auch nur den zehnten Theil der in so langer Zeit geschlagenen Wunden hätte heilen wollen! Und wie kümmerlich ist das grosse Heftpflaster von 1648! Der Westphälische Friede war nichts, als eine gegenseitige Insolvenz-Erklärung beider Partheien; nichts als der Vertrag zwischen zwey auf den Tod Verwundeten, die in Ruhe zu verbluten wünschen. Die vermittelnden ausländischen Freunde waren Chirurgen, die der Bezahlung wegen kamen, und die mehr an ihre Rechnung als ans Verbinden und Charpiezupfen dachten. Der Hauptpunkt, um den sich Alles drehte, blieb in letzter Instanz unentschieden, der heilige Vater legte Protest ein, und wir haben in unsern Tagen gesehen, dass dasjenige, was zwei Jahrhunderte lang als leere ohnmächtige Förmlichkeit betrachtet wurde, noch sehr ernste Folgen haben dürfte. Also auf der einen Seite: welch' ein betrübter Ausgang! Aber auch auf der andern: welch eine innere Kräftigung! Die Wahrheit hat aufs Neue die Ueberzeugung ihrer Unvertilgbarkeit gewonnen, sie hat mit hoher Freudigkeit erfahren, dass sie höchstens einen Kämpfer, aber nicht sich selbst verlieren kann, und dass es, wenn auch nicht für diejenigen, die sich an ihr wärmen mögten, so doch für sie selbst gleichgültig ist, ob sie als Funke oder als Flamme existirt. Und der kleinste, innere Gewinn wiegt den grössten äussern Ver-

lust auf, denn dieser endet in sich selbst, jener ist unermesslich in seinen Ausflüssen, seinen schöpferischen Fortzeugungen.

„Der dreissigjährige Krieg zeichnet sich vor Allen früher geführten vornämlich dadurch aus, dass er der erste war, der, im höhern Sinne, einer Idee, eines geistigen Besitzes wegen geführt wurde. Wenn auch bei den einzelnen Kriegführern Nebenzwecke mit ins Spiel kamen, im Allgemeinen handelte es sich doch nur um religiöse Duldung, die von der einen Parthei dringend gefordert, von der andern standhaft und hartnäckig verweigert ward. Der dreissigjährige Krieg bezeichnet daher schon an und für sich durch seinen eigenthümlichen Character einen Fortschritt der Menschheit; Ideen, die früher kaum hie und da einen Märtyrer gefunden hatten, setzten jetzt ganze Völker in Bewegung, und solche Ideen, die nicht, wie die Idee der Weltherrschaft bei den Römern, oder wie eine ähnliche bei den schwertbewaffneten Verbreitern des Christenthums und des Islams, als geistige Hebel zur Erlangung irdischer Vortheile benutzt werden konnten, sondern die nichts wollten und sollten, als sich selbst. Diese Eigenschaft müsste ihn uns selbst für den Fall interessant machen, dass die Frage, die er anregte, völlig gelöst worden wäre; wie viel wichtiger muss er aber jetzt für uns seyn, da er den grossen Process, den er hätte zu Ende bringen sollen, eigentlich in der Schwebe gelassen hat. Niemand kann wissen, ob der Kampf zwischen der katholischen und der protestantischen Kirche sich nicht noch einmal über kurz oder lang erneuern wird; die Zeichen der Zeit deuten wenigstens eher auf offene Feindseligkeit, als auf friedliche Ausgleichung; haben wir doch schon die erklärte Auflehnung katholischer Geistlichen gegen ihre protestantische Landeshoheit erlebt, und sind dadurch stark genug an das Schwankende und Unbestimmte der hiebei in Betracht kommenden Verhältnisse erinnert worden. Die Geschichte des dreissigjährigen Kriegs ist demnach keineswegs eine blossе Antiquität!“

Im Fluge durchmisst Hebbel die Reformationszeit, die er als „nothwendiges Moment der Geschichte“ erfasst, aber trotz seiner Eile kann er sich nicht versagen, einige Augenblicke bei Luthers Gestalt zu verweilen. Schon einige Stellen der Tagebücher aus früherer Zeit zeigen, dass er sich mit ihm beschäftigt hat. So wirft er dort die Frage auf, ob Luther wirklich ein so strenger Orthodoxer gewesen, als es den Anschein hat. Vielleicht berücksichtigte er blos sein Zeitalter:

„weil er die Nothwendigkeit der positiven Religion eingesehen hatte, kämpfte er für willkürliche Dogmen, als ob es für den Himmel selbst gewesen wäre“. Und an anderer Stelle heisst es: „Luther tritt uns als eine so ungeheure Erscheinung entgegen, dass man so lange staunt, bis man bedenkt, was die Hierarchie war und wie der Gedanke einen so kräftigen Geist berauschen musste, auf solch einen Riesenbau den Vernichtungsschlag zu führen. Die Gefahr versteinert Hasen und erzeugt Löwen.“ Ein Luther zählt noch zu seinen späten dramatischen Plänen. „Er ist unklar über die letzten Consequenzen seines Unternehmens“ notiert er sich als Grundzug. In unserer Schrift sagt er von ihm: „Luther, mit seiner Berlichingenfaust, musste kommen, die neue Zeit musste einen Sprecher und einen Kämpfer erhalten, wenn der Sohn des Hauses nicht als Bastard eintreten und um seine gerechtesten Ansprüche schnöde verkürzt werden sollte. Schlimm war es allerdings, dass Luther die Reformation zu sehr an seine Person knüpfte, dass er die Unfehlbarkeit, die er dem Pabste absprach, für sich selbst in Anspruch nahm, und, den Lebenspuls seines eigenen Werks, das doch nicht bloss diese und jene Fessel sprengen, sondern dem menschlichen Geist die ihm gebührende Freiheit überhaupt zurückgeben wollte, auf eine so sonderbare Weise verkennend, die Andersdenkenden mit dem Bannstrahl seiner Beredsamkeit verfolgte, wie er selbst von der Kirche, gegen die er sich aufgelehnt hatte, verfolgt wurde. Doch soll über diesen Punkt mit einem Manne von so ausserordentlichen Verdiensten Keiner rechten; wir wollen uns erinnern, dass es Wenigen gelingt, nicht über das Ziel hinaus zu gehen und dass die Grenze nie leichter überschritten wird, als in der Hitze des Krieges; wir wollen Luther die dreifache Krone, die seine Schüler und Anhänger ihm in ehrfurchtsvoller Rührung mit ins Grab hinüber gaben, still und leise wieder vom Haupt nehmen und dabei gedenken, dass, wenn er weniger fest und beharrlich, ja hartnäckig und eigensinnig gewesen wäre, er sein grosses Unternehmen vielleicht gar nicht begonnen, wenigstens nicht so glänzend und siegreich gefördert hätte.“

In den vorliegenden Mitteilungen durften nur die bedeutsamsten Stellen herausgehoben werden; die Fülle überall eingestreuter kleiner charakterisierender Sätze kann nur ein Neudruck ganz veranschaulichen. Und dass diesen die historischen Schriften Hebbels, besonders aber die Jungfrau von Orleans, auch verdienen, genau so wie viele seiner noch ungenügend bekannter litterarischer und politischer Artikel, sollten diese Proben erweisen.
